

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

Beat Sterchi: *Capricho – Ein Sommer in meinem Garten*
(Diogenes, Zürich 2021)

BEAT STERCHI



CAPRICHIO

EIN SOMMER
IN MEINEM GARTEN

DIOGENES

„Il faut cultiver son jardin“. So endet Voltaires *Candide*, und Beat Sterchis frisch aus fruchtbarem Boden gesprossenes Buch lässt sich als Exegese dieses berühmten Satzes lesen. „Der Ginster blühte.“ So beginnt Sterchis *Capricho*, und schon hat er uns am Wickel und entführt uns in sein spanisches Dorf in der Nähe von Valencia, in dem er sich 1984, nach seinem sehr erfolgreichen Roman *Blösch* über eine Kuh dieses Namens sowie einen spanischen Knecht in der Schweiz, ansiedelte. Und so nähern wir uns im zweiten Satz diesem zauberhaften Dorf: „Die terrassierten Hänge, durch welche die schmale, holprige Straße von Morella hinunter in mein Dorf führt, sahen aus wie mit Goldstaub überzogen.“ Das erinnert an eine weitere unsterbliche Zeile – aus Joni Mitchells Song „Woodstock“: „We are stardust, we are golden / and we’ve got to get ourselves / back to the garden.“

Da sind wir also, zurück im Garten, im *huerto*, mit Mandel-, Apfel- und Olivenbäumchen, Tomaten, Rosen und Zucchetti, und schauen dem Gärtner zu, wie er jätet, bewässert, düngt und Kartoffeln setzt. Wir schauen ihm auch dabei zu, wie er sich selber zuschaut und wie er, der eigentlich eine Geschichte dieses Dorfes schreiben will, aber damit nicht vom Fleck kommt, seine Notizen liest: „Gemäss meinen Notizen hatte ich dann bemerkt, dass der Kaffee wie geschmolzenes schwarzes Gold über den Schnabel der Kanne in die bereitgestellte weiße Tasse lief...“

Die etwas kuriosen Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohner lernen wir kennen: Aureliano mit seinem kleinen, braunen Köter; Eugenio, dem ein Herzschrittmacher eingepflanzt wurde; Joaquín und Marcos, die den Garten des Schweizers immer wieder kritisch inspizieren und ihm einschärfen, die Kartoffeln nicht vor Vollmond zu setzen; Nachbarin Pilar, die etwas Probleme mit der physischen Distanz hat und ihm von dem Fuchs erzählt, der ihm beim Hacken zugeschaut habe. Die Señora Inmaculada schliesslich meint, da er den Garten nicht wirklich brauche, sei dieser ein „capricho“ – eine Grille, eine Laune, nichts weiter. 80 „Caprichos“ in Aquatinta-Technik gefertigte Francisco de Goya in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts, eine moralistisch-satirische Revue der „condition humaine“. Auch Sterchis Buch ist manchmal ein wenig gesellschaftskritisch, etwa wenn er ans Meer fährt und sich über die «vershandelten Fischerdörfer», die „Einkaufsmenschen“ und über die „Einöde der Opportunisten“ ärgert. Aber so schlecht gelaunt ist er nur fern von seinem Dorf. Wenn er in seinen Garten zurückkehrt, atmet er auf. Und wir mit ihm, denn nach all den Greueln und Tragödien, den Sadismen und Intrigen, von denen wir in der Weltliteratur schon gelesen haben, ist dieses poetische Kleinod von einem Buch auf radikale Weise unspektakulär. Fast nichts passiert, und doch lesen wir es atemlos. Und merken, wie schrecklich wir auf Unheil konditioniert sind, denn wenn

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

in einem Kapiteltitel plötzlich von einem „Feuer“ die Rede ist, zucken wir zusammen und rechnen mit dem Schlimmsten – dabei ist es nur das Grillfeuer, das er mit seiner Tochter entzündet, als sie ihn besucht. Ein bisschen später heisst ein Kapitel „Der Überfall“, und wir denken an grimmige Räuber aus den Bergen. Es sind aber nur – immerhin! – Steinböcke, die den armen Garten schwer in Mitleidenschaft ziehen.

Doch das kann das Glück des schreibenden Gärtners nicht trüben. Der schaltet den Fernseher aus, schaut in den Himmel und notiert: „Darüber solltet ihr mal einen Film machen. Über das Rauschen der Stille in der Nacht.“ – Michael Pfister

C. F. Ramuz: **Derborence**

(Limmat, Zürich 2021, 3. Auflage)



„In früherer Zeit zogen sie in grosser Zahl hinauf, nach Derborence [...] Bei diesen Dächern, die nicht weit voneinander lagen, wie kleine Bücher auf einem grünen Teppich, all diese grau gebundenen Deckel; bei den zwei, drei kleinen Bächen, die da und dort aufglänzten, wie wenn einer ein Schwert aufhebt; mit runden Tupfen, mit ovalen Tupfen, die sich rings bewegten, und die runden waren die Männer, die ovalen die Kühe. Als Derborence noch bewohnt war; bevor der Berg eingestürzt war. Doch jetzt eben ist er eingestürzt.“

Am 23. Juni 1749 stürzten die Diablerets auf Derborence. Dies war der gewaltigste Bergsturz, der sich bis anhin in der Schweiz ereignet hatte. Davon inspiriert schrieb C. F. Ramuz über Antoine Pont, einen jungen, frischverheirateten Mann, der den Bergsturz überlebt. Als er sich sieben Wochen später aus dem Geröll befreien kann und zurückkehrt, verängstigt er das Dorf. Die Leute fürchten sich davor, dass die Toten wiederkommen. Nur Therese, Antoinettes Frau, verweigert sich dieser Angst, lässt sich auf Antoine ein und versucht, ihn unter die Lebenden zurückzuholen.

Ramuz' Erzählung, die von Francis Reusser 1985 eindrücklich verfilmt worden ist, vibriert von den mystischen Geschichten, die die Leute von Derborence unter der Gewalt der Natur entstehen lassen. Sanft, brutal, unheimlich erwacht der Berg, er seufzt und lacht, während er die Bergleute zu ihrem Schicksal verurteilt, ihnen die Liebe nimmt, den Verstand oder die Existenzgrundlage. – Artemisia Valisa

Henry James: Der Altar der Toten

(Ripperger & Kremers, Schlaflosreihe, Berlin 2021)



Dieser 1895 erschienenen Erzählung von Henry James, diesem Meister der psychologischen Raffinesse sowie erhabenen Konstrukteur literarischer Denkgebäude, gelingt es – ähnlich seinem Roman „Die Drehung der Schraube“ (alternativ auch übersetzt als „Das Geheimnis von Bly“) – , gespenstisch anmutende Drehmomente der eigentlichen Geschichte so zu setzen, dass aus einer grundsätzlich einfachen Exposition eine das Leben überhöhende und damit die eigentliche Existenz per se aushebelnde Erfahrung resultiert, die nur in der Schweben zwischen Schein und Sein, Wahn und Traum funktioniert und schliesslich in tatsächlicher Erfüllung kulminiert.

Konkret folgen wir unserem Protagonisten, Stransom mit Namen, in seiner Trauer um die ihm zu Lebzeiten nahestehenden Personen, denen er als die Toten, die sie jetzt sind, einen Altar errichtet, um ihrer so zu gedenken; zuerst ersteht dieser Altar nur vor seinem inneren Auge , nach Besuch einer Kirche in einem Aussenbezirk Londons dann auch in Tat und Wahrheit, indem er in einer dunklen Seitenapsis des Gottesgebäudes beginnt, sogenannte Ewige Kerzen für jeden einzelnen Toten zu entzünden und also seine Devotion zum Totenreich nach aussen sichtbar zu manifestieren. Nur einem seiner damals im Leben treuesten Gefährten, Acton Hague, versagt er diese Ehre – während der alternde Stransom selbst sich in Zukunft auf dem von ihm erschaffenen Altar, symbolisiert durch eine neu entfachte Kerze, in den Reigen der aus dem Leben Geschiedenen einreihen will...

Zur selben Zeit wird diese neu geschaffene Stätte der Einkehr auch von einer in Schwarz gekleideten Frau periodisch aufgesucht, die dem Stransom'schen Ansinnen des „Altars für alle Toten“ zuwiderläuft, indem sie ihn für sich nur einem einzigen Verstorbenen weiht, was im Verlaufe der Erzählung trotz neu entstehender, wenn auch fragiler Freundschaft zu einem schier unlösbaren Konflikt aller Beteiligten führt, der ganz eigentlich nur durch die Flamme dieses einen fehlenden Wachlichtes namens Katharsis gelöst werden kann.

– Sandro Schäppi

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

Judith Hermann: Daheim

(S. Fischer, Frankfurt a. M. 2021)



Wir alle haben uns wahrscheinlich schon gefragt: Was wäre gewesen, wenn? Auch die Ich-Erzählerin aus Judith Hermanns jüngstem Roman „Daheim“ tut dies und blickt zurück auf einen Wendepunkt ihres Lebens. Als junger Frau bot sich ihr die Gelegenheit, als Assistentin eines Zauberkünstlers nach Singapur zu reisen. Sie hat es nicht getan, hat andere Reisen unternommen, ihren Mann kennengelernt und eine Tochter bekommen. Dreissig Jahre später steht sie wieder an einem Scheideweg: Nachdem die Tochter ausgezogen ist und nur noch ab und an kurze Nachrichten schreibt, verlässt auch sie ihr Daheim, ihren Mann. Mit der Erinnerung und dem Aufbruch beginnt der Roman.

Die Handlung ist schnell erzählt. Die Ich-Erzählerin zieht an die Küste im Norden Deutschlands, wo ihr Bruder lebt, in dessen Kneipe sie aushilft. Sie lässt sich in einem alten Haus ausserhalb des Dorfes nieder. Es liegt einsam, knarrt des Nachts und gibt unheimliche Geräusche von sich. Es ist das erste Mal in ihrem Leben, dass sie allein in einem Haus wohnt. Sie freundet sich mit ihrer Nachbarin an und geht eine Beziehung mit deren Bruder, einem Schweinezüchter, ein, der eine Marderfalle in ihrem Haus installiert, um dem nächtlichen Spuk ein Ende zu setzen.

Viele Szenen sind Rückblenden oder Erinnerungen, handeln von Sehnsucht und Aufbruch, vom Älterwerden, von Abschieden, von alten und neuen Freundschaften. Der Roman ist nicht auf einen Handlungsstrang ausgelegt. Die Ich-Erzählerin, die genaue Beobachterin, ist der Angelpunkt. Sie schildert präzise und berührend die Menschen in ihrer Umgebung, so dass kleine, eindringliche Porträts entstehen, die sich in ein Ganzes fügen: ein Mann, der Dinge und Erinnerungen sammelt; ein alter Bauer, der sich der Geburtstagsfeier seiner Frau mit einem (gespielten) Schlaganfall entzieht; ein junger indischer Arzt auf der Notfallstation, der sich mit Hingabe und grossem Respekt vor dem Alter um seinen Patienten kümmert.

Das Faszinierende an Judith Hermanns Prosa ist das Geheimnisvolle, das Unfertige. So bleibt vieles bis zuletzt ungeklärt.

„Ich habe mich auf das Leben verlassen“, sagt die Ich-Erzählerin gegen Ende des Buches. Vielleicht ist es gerade dieser Blick auf das Wesentliche im Leben, was diesen Roman so ergreifend macht.

– Sandra Valisa